

Einführung

Das Gedächtnis der Sprache

Sprachwandel und Gegenwart –
welche Bedeutung besitzt die
sprachliche Vergangenheit für die
Gegenwart?

VON OLAV HACKSTEIN

Mit der Erinnerung sehen: Erinnerung und Wahrnehmung

Eine besondere kognitive Fähigkeit des Menschen besteht darin, mit der Erinnerung zu sehen. Wie experimentell nachweisbar ist, bilden die synchronen Reize der umgebenden Welt tatsächlich nur einen Bruchteil des aktuell bewusst Wahrgenommenen, der größere Teil hingegen ist Erinnerung, die als Erfahrung und Erwartung den Gesamteindruck ergänzt und auch in die Zukunft leuchtet. Die individuelle menschliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen umspannt demnach Vergangenheit (Erfahrung) und Zukunft (Erwartung).

Abb. 1: Sprachwandel betrifft die Sprache ungleichmäßig, und oft bilden ältere und jüngere Wortbedeutungen ein organisches Flechtwerk. Das Zusammenwirken von Vergangenem und Gegenwärtigem stellte Salvador Dalí 1931 in seinem Gemälde „La persistencia de la memoria“ dar. Das Bild verleiht der klebrigen Langsamkeit der Zeit, dem Verschmelzen von Vergangenheit und Gegenwart optischen Ausdruck.

Mit der Erinnerung sprechen: Erinnerung und Sprache

Was für das Verhältnis von Erinnerung und Wahrnehmung gilt, gilt ebenso für die mündlich tradierte sprachliche Erinnerung sowie die Verwendung und das Verständnis von Sprache. Sprache ohne Erwartung über die Wohlgeformtheit sprachlicher Äußerungen, ohne Korrektheitsbewusstsein, ist nicht möglich. Die Erwartung wiederum konstituiert sich aus Erfahrungen des Vergangenen. Sprachliche Erfahrung ist gespeicherte Vergangenheit, die in die Gegenwart (als Routine) und in die Zukunft (als Erwartung) projiziert wird. Ein Teil unseres Sprachgebrauchs konstituiert sich somit aus der Projektion der sprachlichen Vergangenheit. Daher bietet die sprachliche Gegenwart ein Mosaik aus innovativen und persistenten Formen, oder besser: ein organisches Flecht- oder Netzwerk, in dem Altes und Neues miteinander verwoben sind.

„Älter“ bedeutet nicht „ungebräuchlich“

Obwohl natürliche Sprache einem beständigen Wandel unterworfen ist, bedarf es keiner Zeitmaschine, um die sprachliche Vergangenheit zu erfahren. Weil ihr Wandel nie alle Ebenen gleichmäßig betrifft, bietet die Sprache ein Nebeneinander von älteren und jüngeren Elementen – ältere Wortbedeutungen stehen z. B. neben jüngeren. Da die Sprache mündlich tradiert wird, bleiben konkrete Bedeutungen und abstrakte Muster über erstaunlich lange Zeiträume am Leben. Die mündliche Tradition kann die sprachliche Vergangenheit sogar dann lebendig halten, wenn die betreffenden Wörter bereits aus der Sprache ausgeschieden sind. Ein Beispiel hierfür sind Namen: Außer Gebrauch geratene Berufsbezeichnungen bleiben oftmals in Familiennamen erhalten, wie *Nonnenmacher* „Kastrator weiblicher Schweine“, *Noldenfresser* „Nadelbüchsendrechsler“ oder *Bartenwerfer* „Hellebardenmacher“.

Die Formelhaftigkeit der Sprache, des Lexikons und der Grammatik

Das zentrale Vehikel der mündlichen Tradierung lexikalischen und grammatischen Wissens ist die Formelhaftigkeit der Sprache. Sowohl die Entdeckung als auch die Würdigung des Phänomens sind noch relativ jung. Die Erforschung der Formelhaftigkeit menschlicher Sprache ging zunächst von der Literaturwissenschaft aus. Initialzündung war die Untersuchung der altgriechischen Epen Ilias und Odyssee, die den Anfang der abendländischen Textualität bildeten und deren Sprache erkennbar Ausläufer einer jahrhundertealten Tradition mündlichen und improvisierenden Dichtens ist. Typisches Merkmal oraler Dichtung ist die reihende, formelhafte, mit sprachlichen Altertümern durchsetzte Diktion, z. B. homerische Wendungen wie *die geflügelten Worte, Gehege der Zähne, die ewig währenden Götter, Zeus Vater*. Die Formelhaftigkeit der erlernten epischen Kunstsprache erleichterte dem Sänger bzw. „Aoiden“ den mündlichen Vortrag, ohne aber die Flexibilität des Ausdrucks zu beeinträchtigen oder die Kreativität der Ausgestaltung zu behindern.

Von höchster Brisanz ist, dass sich die Formelhaftigkeit für die allgemeine Sprachwissenschaft als nicht minder wichtig herausstellte, und zwar als Grundlage der natürlichen Sprachproduktion. Den Brückenschlag zwischen dem gleichermaßen literaturwissenschaftlichen und sprachwissenschaftlichen Phänomen der Formelhaftigkeit vollzog Paul Kiparsky im Jahr 1976. Wie in der Literaturwissenschaft, so erwiesen sich auch in der Sprachwissenschaft Formeln nicht als bloße Zwangsjacke, sondern vielmehr als Werkzeuge der Kommunikation: Sprachliche Formeln besitzen eine Vielzahl von Funktionen.

Kulturelles Gedächtnis der Sprache im Lexikon

Erbte Wörter erhalten im Laufe der Jahrhunderte oft neue, übertragene Bedeutungen, und bisweilen ist die ältere Bedeutung eines Wortes nur noch wissenschaftlich (über die etymologische oder historisch-vergleichende Methode) erschließbar. Ein Beispiel ist lat. *aestimāre* „den (Geld-)Wert schätzen, bewerten“, nachklassisch „glauben, meinen“ (franz. *estimer*). Die ursprüngliche Bedeutung von lat. *aes-timāre* war „das Erz schneiden (*aes temnere*), den Bronzewert einer Sache bestimmen“. Sie bewahrt das kulturelle Gedächtnis an die Zeit vor Einführung der Münzwährung, als rohes Metall, das *aes rūde*, als neue Methode der Bezahlung neben die ältere, weit verbreitete „Vieh-währung“ (*pecū, pecūnia*, engl. *fee* „Gebühr“, neuhochdt. *Vieh*) trat.

Auf der Ebene der Redewendungen gibt es gefrorene Erinnerungen, die Momentaufnahmen ihrer Zeit sind. Zwei Beispiele aus dem Deutschen seien genannt: Der neuhochdeutsche Ausdruck *radebrechen* meinte ursprünglich das Gliederbrechen und -verstümmeln mit einem Wagenrad. Dieses Bild wurde Ende des 16. Jahrhunderts auf die Sprache übertragen: *die Sprache radebrechen* im Sinne von *die Sprache verstümmeln*. Im Neuhochdeutschen erinnert das Verb *radebrechen* an archaische Foltermethoden als Bestandteile des gültigen Strafgesetzbuches.

Abb. 2: Das Verb *radebrechen* hat in den letzten Jahrhunderten seine Bedeutung gewandelt.



Noch im 19. Jahrhundert handelt es sich bei Heinrich Heine um eine lebendige Metapher, wenn er in seinen „Florentinischen Nächten“ davon spricht, dass jemand „die armen französischen Worte wie ein Henker radebrach“ (Heine, Florentinische Nächte, Heine-Werke und Briefe Bd. 4, S. 126). Heutzutage aber ist *radebrechen* zum Glück nur noch eine erloschene, tote Metapher.

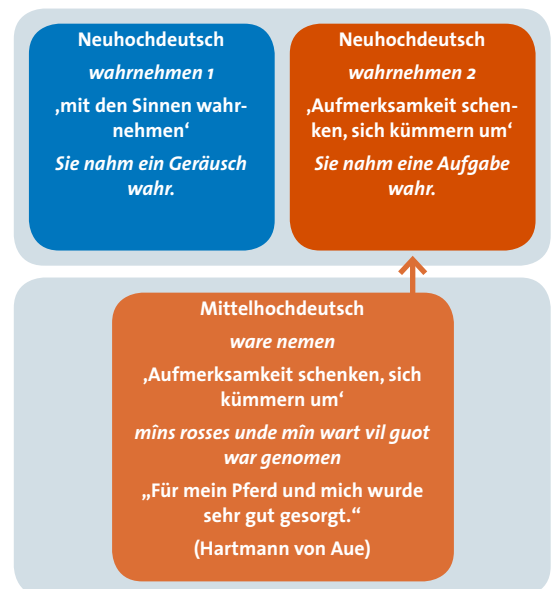
Die neuhochdeutsche Wendung *das Heft in der Hand behalten* enthält das Substantiv *Heft* in der Bedeutung „Messergriff“ und meint also „den Messergriff in der Hand behalten“ – etwa in der frühneuhochdeutschen elsässischen Wendung *behaltent daz hefte in iuwer hant* „[ihr] haltet das Heft in eurer Hand“ (Diokletanus Leben von

Hans von Büchel, hrsg. v. A. Keller, Quedlinburg/Leipzig 1841, S. 1.576). Die Formulierung *das Heft in der Hand behalten* enthält und verbirgt die Erinnerung an den mittelalterlichen Hieb- und Stichwaffengebrauch als legitimes Mittel der Auseinandersetzung. Auch in diesem Fall handelt es sich heute nur noch um eine tote Metapher. Aktualisierungen der ererbten Formel wie z. B. *das Regiebuch des Handelns in der Hand behalten* zeugen von dem Bestreben, die nicht mehr in ihrem Ursprungssinn verstandene Wendung an neue, aktuelle Konzepte anzuknüpfen. In der Sprachwissenschaft bezeichnet man dies als Volksetymologie.

Polysemie: ein Wort erhält mehrere Bedeutungen

In einer Vielzahl von Fällen erscheint Sprachwandel jedoch nicht als Ersatz-, sondern als Differenzierungsprozess. So führt semantischer Wandel oft zu einer Bedeutungsaufspaltung und -differenzierung, der sog. Polysemie: Ältere Bedeutungen bleiben neben innovativen, jüngeren Bedeutungen stehen, ohne von diesen überlagert oder ersetzt zu werden. Dies geschieht oft unbemerkt. So bewahrt das neuhochdeutsche Verb *wahrnehmen* neben seiner innovativen Bedeutung „mit den Sinnen bemerken“ noch die ältere, ursprünglich ausschließliche Bedeutung „beachten, sich kümmern“, z. B. *er nahm einen Termin/eine Aufgabe wahr*. Hartmann von Aue formuliert im Mittelhochdeutschen: *mîns rosses unde mîn wart vil guot war genomen* „Für mein Pferd und mich wurde sehr gut gesorgt“ (Hartmann von Aue, Iwein, 310f.), Johann Christoph Adelung zitiert in seinem Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart (1793–1801) Johann

Abb. 3: Das neuhochdeutsche Verb *wahrnehmen*.



Elias Schlegel (18. Jhd.): *Du trauest dir zu viel, nimm deiner Wohlfahrt wahr.*

Ein zweites Beispiel: Im modernen Englisch ist die Normalbedeutung von *to tell* „erzählen“. Daneben ist aber die ältere Bedeutung „die Zahl bestimmen“ nicht ausgestorben, sondern besteht in Lexemen wie *teller* „Kassierer, Stimmenauszähler“ und Idiomen wie *to tell the beads* „Perlen zählen, den Rosenkranz beten“ oder auch *there were 30 people there, all told* „es waren 30 Personen da, alles in allem“ fort.



Abb. 4: Das englische Verb *to tell*.

Das Nebeneinander von neuer und älterer Bedeutung ist auch bei hochfrequenten Wörtern festzustellen: So fällt z. B. beim englischen Modalverb *must* „müssen, verpflichtet sein“ die Bedeutung von *must not* als „nicht dürfen“ auf. Sie stellt zwar formal die negierte Form von *must* dar, ist aber inhaltlich nicht dessen logische Um-

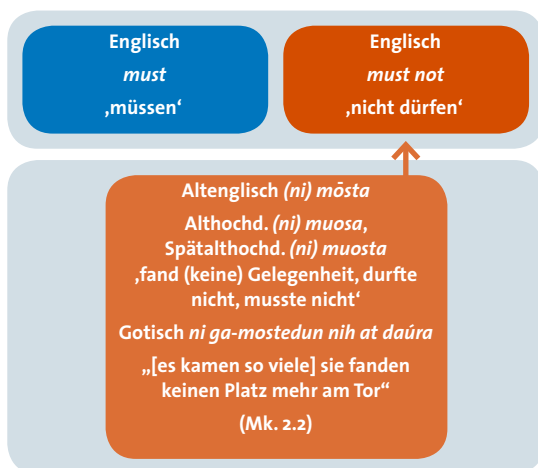


Abb. 5: Das englische Modalverb *must* und die Form *mustn't*.

kehrung. Die Ursache hierfür ist, dass in der Form *mustn't* die ältere und ursprünglichere Bedeutung des Verbs „nicht Raum/Gelegenheit haben, nicht dürfen“ fortbesteht, wie etwa im Gotischen *ni ga-mosta* „fand keinen Raum/keine Gelegenheit, konnte/durfte nicht“. Die Form *must* hat sich hingegen in ihrer Bedeutung zu „müssen, verpflichtet sein“ gewandelt.

Von der Kraft der mündlichen Tradierung: das Verb *sein*

Über rein mündliche Tradierung hinterlassen sprachliche Systeme ihren genetischen Fingerabdruck in verwandten Tochtersprachen (z. B. das Altnorwegische im modernen Isländischen, das Lateinische im modernen Französischen). Ererbte Sprachzüge können sprachübergreifend reflektiert, geographisch weit verstreut und chronologisch über mehrere Jahrtausende verteilt sein. In genetisch verwandten Sprachen können sehr komplexe morphologische Muster (bei rein mündlicher Tradierung ohne Hilfe von Speichermedien) sogar über erstaunlich lange Zeiträume intakt bleiben. Das folgende Beispiel belegt für das Verb *sein* den Erhalt einer komplexen Stammvarianz über vier Jahrtausende. Die westgermanischen und deutschen Formen bewahren noch die uralten unbetonten Formen, wie der Vokalismus im Singular *ist* aus **h₁es-tí*

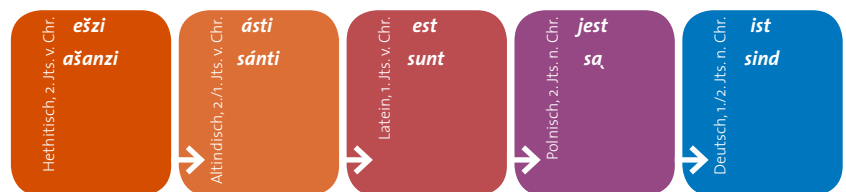


Abb. 6: Mündliche Tradierung von *ist/sind* vom Hethitischen über Altindisch und Latein bis heute.

und der Konsonantismus in der 3. Person Plural *sint* (althochdeutsch) und *sind* (neuhochdeutsch) aus **h₁s-entí* zeigen.

Die Langlebigkeit von Formeln: *weh tun*

Wie bereits gesagt, kann das kulturelle Gedächtnis verloren gehen, wenn Bedeutungen sich verschieben oder lebendige Metaphern zu toten Metaphern werden. Indessen besteht die Möglichkeit, dass sich auch sprachliche Mehrwortformeln über sehr lange Zeiträume erhalten (Hackstein 2012). Dies ist umso erstaunlicher, als das Vehikel der sprachlichen Tradierung in erster Linie der natürliche und mündliche Spracherwerb ist. Im Bereich der Versprachlichung elementarer Konzepte ist die Chance am größten, ererbte Formeln anzutreffen. So begegnen wir im Falle des Inhaltskonzepts „Schmerz zufügen“

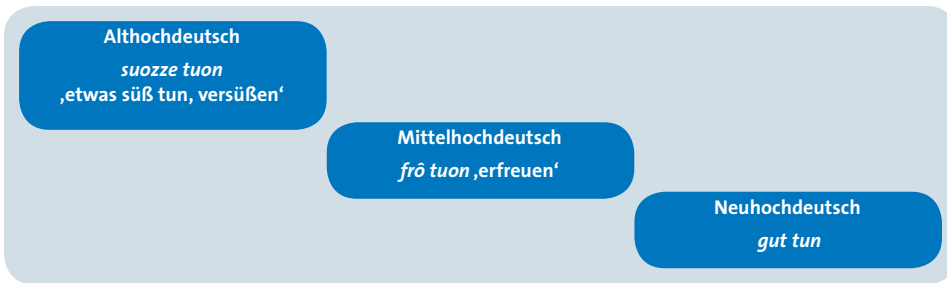
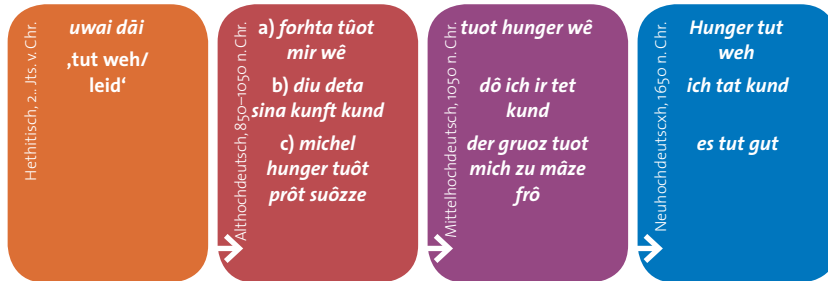
Abb. 7: Weh tun, kund tun, gut tun: Entwicklung vom Hethitischen des 2. Jahrtausends v. Chr. bis zum Neuhochdeutschen.

einem über mehrere Sprachzweige hinweg etymologisch homogenen Ausdruck, dessen Zeit- und Bezeugungstiefe mehrere tausend Jahre überspannt.

Die Vererbung syntaktischer Muster

Am Ende dieser Materialschau steht die Tradierung syntaktischer Muster, denn kein Gegenstand ist im Stande, die Kraft der mündlichen Tradierung, die das Gedächtnis der Sprache ausmacht und überhaupt das synchrone Funktionieren von Sprache mit garantiert, besser vor Augen zu führen. Gemeinhin wird die Syntax nämlich als Bereich der Grammatik angesehen, der in größerem Maße wandelbar ist als etwa die Morphologie – man würde demnach von syntaktischen Mustern die Langzeit-Tradierung weniger erwarten. Indessen besitzen auch abstraktere und komplexere syntaktische Muster das Potential, über erstaunlich lange Zeit rein mündlich tradiert zu werden. Ein repräsentatives Beispiel ist folgendes: Ein alter syntaktischer Satztyp des Indogermanischen waren die kopulalosen Nominalsätze. Im Indikativ des Präsens wurde das Kopulaverb „ist“ ausgespart. Die Verbindung von Subjekt und

Prädikatsnomen reichte aus. Lediglich für die Verwendung als Verbum existentiae, existieren, vorhanden sein‘ und dessen Negation war die Verwendung der Präsensform „ist“ vorgesehen.



Die Verbindung des urindogermanischen *wai- „Weh“ mit dem Verb *d^heh₁- > *d^hē- „tun“ in seiner ältesten, kausativen Bedeutung „etwas (als etwas) setzen, entstehen lassen, etwas zu etwas machen“ ist vom Hethitischen bis zum Germanischen und hier für alle Sprachperioden belegt (Abb. 7 a). Im Neuhochdeutschen ist der Ausdruck weit davon entfernt, veraltet zu sein, er gehört auch der Umgangssprache an. Außerhalb des Hethitischen hat die Formel viele Spuren in Form von komplexen Nomina und Verben hinterlassen: gotisch *waidedja* „Übeltäter“, lettisch *vaīdēt* „wehklagen, jammern“ und *vaīdi* „Wehklage, Jammer, Not“, mittellirisch *fāed, fōid* „Schrei, Ton“, kymrisch *gwaedd* „clamor, eiulatus“.

Exponent derselben altertümlichen Konstruktion mit kausativem *tun* ist im Neuhochdeutschen der Ausdruck *kund tun*, der sich bis ins Althochdeutsche zurückverfolgen lässt (Abb. 7 b). Diese Konstruktion mit kausativem *tun* hat ihre Produktivität nie eingebüßt. Man beobachtet, dass sie einem lexikalischen Erneuerungsprozess unterworfen ist. Dem Außer-Gebrauch-Geraten bestimmter Adjektive mit *tun* hält also das In-Gebrauch-Kommen neuer Adjektive mit *tun* die Waage (Abb. 7 c).

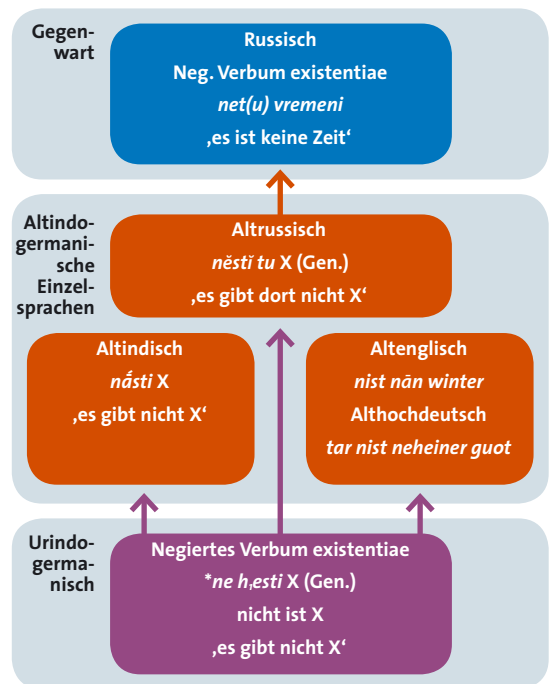


Abb. 8: Vererbung eines syntaktischen Idioms am Beispiel des russischen *net* [njet].

Gut belegt ist die negierte Form des Verbum existentiae, die im Neuhochdeutschen durch „es gibt nicht“, im Englischen durch *there isn't* ausgedrückt wird, dessen ältere Ausdrucksweise aber noch im Althochdeutschen und im Altenglischen (*nist*) greifbar ist. Ein Fortleben bis zum heutigen Tag ist der indogermanischen Konstruktion im Slavischen beschieden. Diese besondere Konstruktion liegt im russischen *net* [njet] mit Genitiv vor. Ererbter Archaismus und synchrone Konstruktion zugleich ist die Verwendung der Antwortnegation *net* [njet] „nein“ als satzwertiges negiertes Verbum existentiae in der Bedeutung „es gibt nicht X“.

Die Indogermanistik – Mittlerin zwischen sprachlicher Vergangenheit und Gegenwart

Die Indogermanistik (und die historisch-vergleichende Methode) eröffnet die integrative Gesamtsicht auf das Zusammenwirken von sprachlicher Diachronie und synchronem sprachlichen System. Sie ist im Stande, die Langlebigkeit sprachlicher Kollokationen und Prozesse, das Potential der mündlichen Tradierung synchroner Archaismen (über den natürlichen Spracherwerb) und die zeitliche Gegliedertheit der Gegenwartssprache aufzuzeigen.

Es ist immer wieder hervorgehoben worden, dass Ferdinand de Saussure, der Begründer der strukturalistischen Sprachwissenschaft, zwischen der sprachlichen Vergangenheit und der sprachlichen Gegenwart eine scharfe Trennlinie gezogen habe. Und oft ist diese Trennung so verstanden worden, dass de Saussure der Diachronie keine Gegenwartsrelevanz beimesse. Dies ist jedoch ein Missverständnis. In Wirklichkeit wollte de Saussure der sprachlichen Vergangenheit nur im Bereich phonologischen (Langzeit)Wandels weniger Relevanz zubilligen, eben dort, wo es sich um lang vergangene historische Lautgesetze handelt. Diese gelten nur für eine bestimmte Zeit und sind meist historische Fakten mit nur noch bedingter Relevanz für die Gegenwart. In Bezug auf andere Bereiche des Sprachwandels hat de Saussure aber sehr wohl die Vernetzung der sprachlichen Vergangenheit und Gegenwart erkannt (De Saussure, *Cours de linguistique générale*, Nachdruck 1976, S. 194). Folgen wir seiner Argumentation in vier Schritten:

(a) Historischer Lautwandel ist nicht alles. De Saussure kleidet dies in die rhetorische Frage: *Mais n'y-a-t-il que les sons qui se transforment avec le temps?*

- (b) Bedeutungswandel und Wandel der grammatischen Kategorien führen zum Schwund von Bedeutungen, Wörtern und grammatischen Kategorien: *Les mots changent de signification, les catégories grammaticales évoluent; on en voit qui disparaissent avec les formes qui servaient à les exprimer* (par exemple le duel en latin).
- (c) Jedoch betrifft der Sprachwandel die aktuelle Sprachverwendung ungleichmäßig. Auf der Ebene der Gegenwartssprache treffen sich alte und junge Formen. Dies führt de Saussure zur entscheidenden Frage: *Et si tous les faits de synchronie associative et syntagmique ont leur histoire, comment maintenir la distinction absolue entre la diachronie et la synchronie?*
- (d) Am Ende zieht er den Schluss: *Cela devient très difficile dès que l'on sort de la phonétique pure.*

Die historisch-vergleichende und die allgemeine Sprachwissenschaft, die zur Zeit ihrer Etablierung als Wissenschaften im 19. Jahrhundert vereint waren und sich dann trennten, werden daher seit einigen Jahrzehnten wieder zunehmend vernetzt betrachtet.

Das Dargelegte soll vor Augen führen, dass die sprachliche Vergangenheit nicht bloßes Museum ist, sondern die Gegenwart auch aktiv mitbestimmt. Beide – sprachliche Gegenwart und sprachliche Vergangenheit – sind miteinander vernetzt. Das Gedächtnis der Sprache ist somit kein theoretisches Konstrukt, sondern Realität. Und die Metapher, die Wörter, Wortformen und Konstruktionen mit verschieden tief wurzelnden Pflanzen vergleicht, die ohne diese Wurzeln nicht lebensfähig wären, besitzt ihre Berechtigung. ■

DER AUTOR

Prof. Dr. Olav Hackstein hat den Lehrstuhl für Historische und Indogermanische Sprachwissenschaft an der LMU München inne. Seine Forschungsschwerpunkte sind allgemeine und historisch-vergleichende Sprachwissenschaft. Er veröffentlichte u. a. „Die Sprachform der homerischen Epen“ (2002) und „Apposition and Nominal Classification in Indo-European and Beyond“ (2010).

Abb. 9: Wie flach und tief wurzelnde Pflanzen sind auch alle unsere heutigen Wörter in der Vergangenheit unterschiedlich tief verankert.



Zitierte Literatur

O. Hackstein, When words coalesce. In: *The Indo-European Verb. Proceedings of the Conference of the Society for Indo-European Studies*, Los Angeles, 13–15 September 2010. Craig Melchert (Ed.), Wiesbaden 2012, S. 87–104.

P. Kiparsky, Oral poetry: some linguistic and typological considerations. In: B. A. Stolz & R. S. Shannon III (Eds.), *Oral Literature and the Formula*, Ann Arbor: Center for Coordination of Ancient and Modern Studies 1976, S. 73–106.